

# Beilage zu „Aus den Tannen“.

Nr. 145.

Altensteig, Samstag den 10. Dezbr.

1887.

## Gesundheitspflege.

\* Das in Schlaf- oder Krankenzimmern stehende Wasser ist schädlich. Das Wasser nimmt verschiedene in der Luft befindliche Stoffe, namentlich auch die fauligen und die Anstichungsstoffe in sich auf. Es ist daher nicht anzuraten, sich des Wassers, das in einem Krankenzimmer stand, zu bedienen, besonders wenn es in einem unbedeckten Gefäße war. Selbst das Wasser, das über Nacht im Schlafzimmer stand, kann in manchen Fällen schädliche Teile aufgenommen haben. Man hat mehrere Beispiele, daß durch Trinkwasser, das, damit es überschlagen sollte, in Krankenzimmer gestellt wurde, ansteckende Krankheiten verbreitet wurden.

\* (Um Leberthran) geschmacklos und zum Einnehmen angenehmer zu machen, vermische man einen Eßlöffel voll Thran innig mit dem Gelben eines Eies, setze einige Tropfen Pfefferminzöl zu und bringe das Ganze in ein halbes Glas Zuckerwasser. Der charakteristische Geschmack des Thranes ist vollständig verdeckt und derselbe ist in jedem Verhältnis mit Wasser mischbar, wodurch er auch wieder leichter vom Körper aufgenommen wird.

## Vermischtes.

\* Die Einwohnerzahl Berlins hat ein neues Hunderttausend überschritten und beträgt jetzt 1 407 440 Seelen.

\* (Edle Stiftung.) Der Kommerzienrat H. Vogel in Chemnitz, einer der bedeutendsten sachlichen Textilindustriellen, hat am Tage des 50jährigen Bestehens seiner Firma 100,000 M. zur Gründung einer Pensions- und Invalidenkasse für seine Beamten und Arbeiter gegeben.

\* Durch den Untergang des Dampfers „Scholten“ ist ein in den Satzwerken von Syracuse im Staate New-York arbeitender Deutscher, Namens John Frost, besonders schwer betroffen worden — er hat seine Frau und 8 Kinder verloren. Vor etwa 9 Monaten kam Frost aus Westpreußen hierher und sparte jeden Cent,

den er entbehren konnte, um das Reisegeld für seine Familie zu erschwigen. Nachdem er die erforderliche Summe von 153 Doll. zusammengebracht, kaufte er die Fahrbillets und sandte dieselben seiner Gattin zu. Frau Frost war 45 Jahre alt, die acht Kinder standen im Alter von 22 Jahren bis zu acht Monaten.

\* (Ein dankbarer Gatte.) Aus London wird geschrieben: Der Baronet Arthur F., der in Wales Besitzungen von unermeßlichem Werte hat, vermählte sich im Jahre 1865 mit einem reizenden und reichen Mädchen, einer Nichte des berühmten Ministers Brougham. Im ersten Jahre der Ehe hatte der Baronet das Unglück, auf der Jagd zu stürzen, das Gewehr ging los und F. büßte das Augenlicht völlig ein. Seit dieser Zeit lebte er mit seiner Gemahlin von aller Welt zurückgezogen. Vor einigen Wochen entschloß sich der Baronet, einen deutschen Augenarzt zu konsultieren. Dieser erklärte, eine Operation sei denkbar und wirklich gewann Sir F. die verlorene Sehkraft wieder. Vor wenigen Tagen nun hat der Baronet, trotz allen Einspruchs der Freunde, die Scheidungsklage gegen seine Frau, die ihm seit mehr als 20 Jahren in aufopferndster Weise ihr ganzes Leben gewidmet, eingereicht, und zwar aus dem Grunde, weil er sich jetzt überzeugt habe, dieselbe sei verblüht und nicht schön genug für seinen Geschmack. — Der Mann hat Recht, wenn er seine Frau aus Dankbarkeit für bewiesene Liebe von den Fesseln befreit, welche sie an einen so zweifelhaften Kavalleristen ketten.

\* (Die beiden Perücken.) Vor einigen Tagen wurde am Ufergrund in Wien der pensionierte Rechnungsoffizial Herr S. zu Grabe getragen. Der alte Herr, ein Original im strengsten Sinne des Wortes, war zweimal verheiratet gewesen und er hatte das Andenken seiner beiden „Seligen“ in der Weise hochgehalten, daß er sich aus den Haaren derselben — die eine war blond, die andere tiefschwarz gewesen — zwei Perücken hatte anfertigen lassen,

die er abwechselnd zu tragen pflegte. Er erschien daher zum jedesmaligen Gaudium seiner Bekannten einmal in blondem, dann wieder in schwarzem Haarschmuck. Unter seinen legerwilligen Verfügungen war auch die Anordnung, daß ihm beide Perücken, die blonde und die schwarze, mit in den Sarg gegeben werden sollten. Und so schläft jetzt der alte Herr, nach Jäger'scher Theorie, mit seinen vorangegangenen Frauen vereint den ewigen Schlaf.

\* (Das Gehirn Schimads.) Ein hochinteressantes Ergebnis hat die Untersuchung des Gehirnes Schimads, jenes Unholdes, welcher wegen zahlreicher Mordthaten in Mähren vor kurzem hingerichtet worden ist, geliefert. Professor Moris Benedikt fand in demselben einen neuen Anhaltspunkt für seine Anschauungen über das Wesen verbrecherischer Neigungen im Menschen. Auf Grund des Vorhandenseins gewisser Bindungen im Hirn erklärt Professor Benedikt dasselbe als das Ebenbild eines Raubtiergehirnes. Die Demonstrationen hierüber haben in der Gesellschaft der Ärzte lebhaftes Interesse erregt.

\* (Befolgter Rat.) In einer kleinen Stadt, die ihrer hübschen Lage wegen von vielen auf Ruhegehalt Besetzten bewohnt wird, kommt ein wohlhabender Gutsbesitzer zu seinem Advokaten. „Wie Sie wissen, habe ich mein Gut verkauft. Ich will mich nun hier zur Ruhe setzen; es ist aber keine anständige Wohnung zu bekommen, was soll ich thun?“ — „Nichts leichter als das; sobald Ihnen irgend eine Wohnung gefällt, gehen Sie zum Hausbesitzer, bieten ihm 600 Mark mehr als der jetzige Inhaber Miete zahlt und die Wohnung gehört Ihnen.“ — Der Gutsbesitzer verfährt genau nach dieser Vorschrift. Am nächsten Tage spricht er wieder beim Advokaten vor. — „Advokat! Nun, haben Sie meinen Vorschlag befolgt?“ — Gutsbesitzer: „Zawohl, ich danke Ihnen für Ihren gütigen Rat, ich habe jetzt eine Wohnung, und zwar — die Ihrige!“

## Marys Gefangener.

(Fortsetzung.)

„Gut, Fräulein Mary,“ sagte Nannie, indem sie das Zimmer mit unbeweglichem Gesicht verließ. Sie kannte ihre Herrin und verstand es, sich in ihre Art und Weise zu fügen.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als Mary aus dem Bett sprang, und sich so eilig anleidete, daß die Anstrengung sie überwältigte; sie war genötigt, inne zu halten; atemlos, zitternd mußte sie sich an einem Tisch festhalten, um nicht umzusinken.

Nicht einmal sich selbst wollte Mary zugestehen, daß sie litt, auch nicht, was sie eigentlich bezweckte, als sie ihr reiches Haar aufwand und leicht feststeckte und ihr dunkelblaues Kleid anzog, dasselbe, welches sie an dem Tage getragen, an welchem sie Bertie Keith auf dem Gartenweg gefunden.

An diesem Morgen zögerte Mary nicht lange mit ihrer Toilette; ihr lag nur daran, angekleidet zu sein und hinunter ins Atelier zu gehen. Es überkam sie eine namenlose Furcht, ein Zittern des Herzens, als sie daran dachte, Bertie Keith wieder zu begegnen. Sie wagte kaum an den vorhergehenden Tag und an die glücklichen Stunden zu denken — ja unsagbar glücklich, wenn vielleicht auch unbewußt, waren diese Stunden im Atelier, die sie zusammen verlebten, gewesen, als sie vergaßen, daß er ein Fremder war, dem sie Hilfe geleistet und den sie verborgen hatte, dem sie ihr ganzes Herz entgegengebracht, ihm — einem —

Ach das grausame, fürchterliche Wort! Wie tanzte es vor Marys schmerzenden Augen in dem Halbdunkel ihres düsteren Zimmers! Es war ihr, als könnte sie das volle Tageslicht nicht ertragen, so lange dieser schreckliche, unaussprechliche Druck auf ihr lastete, es war ihr, als müsse sie sich auf ihr Bett legen, ihr Antlitz vom Licht wegwenden und hinüberschlummern in eine andere Welt, wo kein Glend, kein Leiden mehr sein würde. Arme Mary! Sie war zu wenig an Leiden und Glend gewöhnt, um diesen neuen Schmerz geduldig zu ertragen.

Sie öffnete leise ihre Schlafkammerthür und ging lang am die Treppe hinunter. Die hübsche, kleine, helle Vorhalle sah wie gewöhnlich aus mit ihrem glänzenden Sichtsich, dem hellroten Fußtppich und dem eigenen Kleiderhalter mit den Hüten und Reithpfeifen. Mary sah alles staunend an; es schien ihr so sonderbar, daß, während sie

sich so verändert hatte, die anderen Dinge gleich geblieben waren. Thörliche Mary.

Das Atelier, das sie betrat, war unverändert, das alte trauliche Zimmer, das Mary niemals mehr betreten konnte, ohne denselben Schrecken zu empfinden, der jetzt auf ihr lag. Das Feuer brannte lustig im Kamin. — Herr Keith, sehr hübsch und vornehm aussehend, trotz seines schädigen Samtjagdkostüms, stand am Kamin, indem er den Ellbogen auf den Kaminsims stützte und, in tiefen Gedanken versunken, sinnend in die rote Glut blickte. Bei dem Tone, den die sich öffnende Thür verursachte, erhob er seine Augen, sein Gesicht erheiterte sich schnell und plötzlich; dann aber, als er vorwärts schritt, ihr entgegen, wich die Heiterkeit von ihm und er wurde bestürzt, zärtlich und mitleidig.

„Was ist Ihnen, mein Fräulein,“ sagte er mit einer Stimme voll ängstlicher Zärtlichkeit. „Sie sind krank und sehr leidend gewesen, fürchte ich.“

Er streckte seine Hand aus, als er auf sie zuschritt; aber Mary zog sich Schritt für Schritt zurück, indem sie ihre Hand ausstreckte, um ihn mit einer Bewegung des Abscheues und Widerwillens von sich fern zu halten.

„Nein, nein, nein,“ sagte sie in einem Tone des größten Schreckens — „rühren Sie mich nicht an!“

Er zog sich in größter Verwunderung von ihr zurück.

„Was ist geschehen?“ fragte er in festem Tone. „Fräulein Mary, was ist passiert?“

„Sie fragen mich?“ sagte sie bitter. „Sie fragen mich! Nein, zu Ihnen sollte ich kommen und um Aufklärung bitten.“

Die Verachtung, die in ihrer Stimme lag, war nicht zu verkennen, die Abneigung in Blick und Wesen auch nicht. Herr Keith sah sie schmerzlich verwundert an. Dann veränderte sich sein Gesicht ein wenig, und ein Licht des Verständnisses fing langsam in seinem Innern an zu dämmern.

„Was haben Sie gehört?“ fragte er leise.

„Ich habe alles gehört!“ erwiderte sie, indem sie sich zwang, ruhig zu sprechen, und dann drückte sie ihre beiden Händchen auf ihr Herz, um dessen ungestümmes Klopfen zu stillen. „Wissen Sie, — wissen Sie“ — Ihre Stimme versagte ihr, und sie zitterte so heftig, daß er glaubte, sie würde fallen, und so ging er auf sie zu; aber sie zog sich zurück und schüttelte seine Hand von sich.

„Wie können Sie wagen!“ sagte sie leidenschaftlich. „Ach, ich werde niemals vergessen, daß ich meine Hände mit den Ihrigen in Berührung kommen ließ, mit der Hand eines —“

Aber das grausame Wort kam nicht hervor. Wie sehr sie sich auch dazu zwang, die bleichen Lippen versagten ihr den Dienst. Er stand ruhig da und wartete, daß sie nun weiter spräche.

„Wissen Sie, daß Hartley tot ist?“ sagte sie beinahe wild in ihrem Schmerz und in ihrer Angst.

„Ja, der arme Bursche!“ erwiderte er traurig.

„Und — und daß man weiß, daß Sie hier in der Umgegend verborgen sind?“ fuhr sie auf dieselbe abgedrochene Weise fort.

Sein Blick verfinsterte sich.

„Ach!“ sagte er langsam. „Und was sucht nach mir?“

„Ja.“

„Und Sie glauben, daß man mich hier finden wird, Fräulein Mary?“

Diese Worte waren in einem unaussprechlich zärtlichem Tone gesprochen, aber Mary schauderte, als ob man ihr einen Schlag versetzt hätte.

Sie sank matt auf einen niederen Stuhl, der nahe am Tisch stand, und ihren Arm aufstützend, beugte sie ihr Gesicht nieder und verbarg es vor den sie beobachtenden Augen, die jede ihrer Bewegungen mit Aufmerksamkeit verfolgten.

„Was möchten Sie, daß ich thäte, Fräulein Mary?“ fragte er nach wenigen Minuten mit eruster und ruhiger Stimme. Mary erhob ihr Haupt mit matter, hoffnungsloser, verzweifelter Ruhe.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie schwach. „Ich kann darüber nicht urteilen. Es ist so verworren und elend.“

„Glauben Sie“ — er hatte sich ihr wiederum genähert — „daß ich ein —“

„Ach, still!“ rief sie in tiefstem Schmerz aus. „Ich kann, — ich kann es nicht ertragen.“

„Vergeben Sie mir,“ sagte er sanft. „Fräulein Mary, wenn ich Ihnen sage, daß ich unschuldig bin, wollen Sie mir dann glauben?“

Sie erhob ihre Augen zu den seinen, die sie erwartungsvoll anblickten.

„Wollen Sie mir das sagen?“ sagte sie atemlos. „Können Sie mir das sagen?“

Er sah sie einen Augenblick fest an; dann schien er seine Absicht zu ändern, er zog sich leise zurück und verharrte in Stillschweigen. Marys Haupt sank wieder zurück, matter denn je.

„Soll ich gehen und mich ergeben?“ fragte er ernst, indem er ein ziemlich befriedigtes Lächeln unter seinem langen blonden Schnurrbart verbarg.

Sie stieß einen Schmerzensschrei aus und streckte die Hand in abwehrender Bewegung aus.

Eine Minute lang herrschte vollkommenes Stillschweigen, während dieser Zeit kämpfte Mary um Ruhe, und Herr Keith wartete. Er wandte keinen Blick von dem gebeugten Haupt, von der zarten, schlanken Gestalt, die jetzt so hüfällig war und die gestern noch voller Leben und Kraft erschien.

„Ich warte,“ sagte er zuletzt; Mary erhob sich und hielt sich mit einer Hand am Tisch, neben welchem sie stand, fest.

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie mitleidig. „Ich kann nicht denken; aber wenn man Sie sucht, wird man Sie hier finden.“

„Gut,“ sagte er kühl, „mag man mich finden — hier!“

„Aber“ — ihre Stimme war jetzt ruhig, und so leise, daß die Worte kaum sein Ohr erreichten — „muß man Sie finden?“

„Wenn ich bleibe — ja. Und wäre es nicht recht, wenn sie mich fänden?“

„Vielleicht, aber ich weiß nicht, und es thut mir wehe, zu denken, daß —“

Die leisen, regelmäßigen Töne hörten auf, und ein schwacher Glanz von Purpurglut färbte die blassen, abgehärteten Wangen.

„Daß, was . . .?“ sagte er ruhig.

„Daß — o, ich kann es nicht ertragen! Wollen Sie gehen — wollen Sie gehen?“

All ihre mühsam errungene Ruhe war dahin; sie stellte sich im Geiste vor, wie die Polizei kommen, ihn hier finden, ins Gefängnis schleppen und vielleicht gar zum Tod führen würde; und sie streckte nun in ihrer Todesangst ihre zitternden Hände nach ihm aus. Er erfaßte sie und hielt sie mit einem warmen Drucke fest.

„Fräulein Mary,“ sagte er sanft, „heißten Sie mich versuchen, zu entkommen?“

„Ja, o ja!“ antwortete sie matt.

„Sie denken nicht daran, daß dann Gerechtigkeit ausgeübt werde?“

„Ich denke an Ihre arme Mutter,“ sagte sie mitleidig. „Vielleicht ist es nicht recht, aber —“

„Wäre es aber nur um meiner Mutter willen?“ fragte er leise, als er seine forschenden Blicke auf ihr Gesicht hoffnungs- und erwartungsvoll niederbeugte.

Mary ließ sie die ihrigen einen Augenblick treffen, dann rang sie ihre Hände in stolzer, verzweiflungsvoller, leidenschaftlicher Gerberde von ihm los.

„Wie können Sie wagen?“ sagte sie wild, dann ließ sie ihr Haupt auf ihre Hände sinken und brach in Thränen aus.

„Fräulein Mary,“ sagte er, „was soll ich denken? Können Sie sich einbilden, daß ich alle Ihre mir hier bewiesene Güte vergesse? Denken Sie, ich kann Ihre Freundlichkeit an jenem schrecklichen Abend vergessen? Wie könnte ich es hindern?“

Aber sie unterbrach ihn mit einem herzerschütternden Schrei.

„Bin ich nicht beschämt genug?“ sagte sie in kläglichem Ton. „Denken Sie nicht, daß es Seelenangst genug ist, zu wissen, daß — Ach, wollen Sie gehen — wollen Sie gehen! Möge Ihr Verbrechen sein,

was es wolle, es ist nicht — Ach, um Ihrer Mutter willen, wollen Sie nicht gehen?“

„Ja“, antwortete er endlich, „ich will gehen.“

Als er sprach, wandte er sich ruhig von ihr und ging der Thür zu; aber sie sprang auf zwischen ihn und dieselbe, versperrte ihm mit dem Arm den Weg und rief leidenschaftlich: „Sind sie wahnsinnig? Jetzt bei hellem Tageslicht! Sie müssen bis heute abend warten, bis es dunkel wird.“

„Bei Nacht,“ sagte er, ein wenig lächelnd, „und in dem Schnee? Gut, da Sie es so wünschen, soll es geschehen.“

Sie wandte sich leicht ab, als sie an der Thür stand und sah ihn an, wie er da stand, so groß und blaß. Wie sollte er wohl den gefahrvollen Zustand seiner Lage ertragen? Wie sollte er die grausame Kälte und den Schnee ertragen? Und doch mußte er fort.

„Heute abend“, sagte sie matt, „müssen Sie fort; aber mir fallen die Mittel zu Ihrer Flucht noch nicht ein. Ich wage nicht einmal Robert zu bitten, Ihnen zu helfen. Haben Sie —“ eine peinliche Röte übergoss ihr Gesicht von neuem — „haben Sie Geld bei sich?“

„Nein — keines,“ antwortete er ruhig.

„Ich habe Ihnen dies mitgebracht,“ sagte sie stotternd, indem sie ihm eine kleine rote Börse hinhielt. „Es ist nicht viel, aber es wird Ihnen helfen und . . .“

Er nahm sie aus ihrer Hand und nahm ruhig die Banknoten, die sie enthielt, heraus und legte sie auf den Tisch.

„Ich kann Ihr Geld nicht nehmen“, sagte er; „aber wenn Sie mir gestatten wollen, will ich die Börse behalten und sie Ihnen vielleicht eines Tages einmal wieder zeigen.“

Es war ein niedliches, hübsches Portemonnaie von Saffianleder mit Silberbeschlag. Auf einer kleinen Silberplatte war der Name „Mary“ eingraviert. Herr Keith betrachtete es mit zärtlichen Blicken, dann mit einemmal drückte er seine Lippen auf das Silber und blickte Mary dabei an.

„Sie müssen das Geld nehmen,“ sagte sie matt; „ohne dasselbe ist für Sie keine Sicherheit vorhanden. Und nun — wollen Sie fort — heute abend?“

„Ich will heute abend gehen.“

„Und Sie wollen sich bemühen, zu entfliehen?“ fragte sie hastig.

„Ich glaube, es wird mir einerlei sein, was aus mir wird, wenn ich dieses Zimmer verlassen haben werde,“ sagte er schmerzlich bewegt.

„O, denken Sie, denken Sie doch an ihre Mutter!“ bat sie ernst und ihr Gesicht, wie sie es ihm zuwandte, trug den Ausdruck tiefsten Schmerzes.

„Ja, ich will an meine Mutter denken,“ sagte er ruhig. „Gehen Sie jetzt, Fräulein Mary? Verlassen Sie mich so? Haben Sie kein Abschiedswort für mich? Wenn wir uns nie wieder sehen sollten, wollen Sie mir für immer einen traurigen Gedanken mitgeben, Mary?“

Sie konnte nicht antworten und wandte sich nur stillschweigend ab, bitter, mit gebrochenem Herzen. Wie konnte sie, das arme Kind, ihm sagen, was gerade da in ihrem Herzen vorging? — Er sollte gehen, und dann nahm er eine leidenschaftliche, dauernde, unsterbliche Liebe mit sich, die sogar der Gedanke an das Verbrechen, das er begangen, nicht töten konnte. Als sie sich weiterbewegte, folgte er ihr, und als sie ihre Hand auf die Thürflanke legte, streckte er seine Hand aus und hinderte sie nun seinerseits, sie zu öffnen.

„Fräulein Mary“, sagte er weich, „geben Sie mir ein freundliches Wort.“

Sie erhob ihre Augen zu den seinen in stummer Seelenangst, und als er zurückbeugte und fast den Blick aus den wunderschönen, verzweifelt aussehenden Augen zu fürchten schien, schlüpfte sie an ihm vorbei, öffnete schnell die Thür und war verschwunden.

Und Bertie Keith mit zärtlichem, sorgenvollem und doch glücklichem Blick im Gesicht ging langsam an den Kamin und hielt die kleine, silberbeschlagene Börse in seinen Händen.

(Fortsetzung folgt.)

### Der erste Schnee.

O laßt mich's einmal sagen,  
Was mir das Liebste ist,  
Was in des Jahres Tagen  
Mein Herz am trostlichsten grüßt;  
Es ist nicht Frühlings Blüte,  
Nicht Sommers Korn und Klee,  
Auch nicht des Herbstes Güte,  
Es ist der erste Schnee!

Seh' ich den Frühling kehren,  
Dünkt mir die Welt zu weit;  
Scha' ich des Sommers Rehren,  
Dann auch manch' Wetter dräut;  
Der Herbst mit seiner Fülle  
Reigt des Verwelkens Näh';  
Denn sehn' ich mich ganz stille  
Steis nach dem ersten Schnee.

Wie wohl wird's dann dem Herzen  
Es denkt: So wird mir's sein,  
Auch meine Freud und Schmerzen  
Hält weißes Tuch einst ein;  
Was dunkel oder helle  
In meinem Leben je,  
Dekt an der Schlummerstelle  
Auch einst — der erste Schnee.

### Lelesefrüchte.

Wenn eine Sache glückt und klappt,  
Hat Jeder teil daran gehabt,  
Jedoch wenn sie in Stücke geht,  
Ist Jeder gern den Rücken kehrt.

An die Vergangenheit und Zukunft pflegen  
wir meist mit dem Herzen zu denken, an die  
Gegenwart mit dem Verstande. Und darum  
dünkelt uns die Welt, in der wir gerade leben,  
eben die Gegenwart, oft so lieblos und kalt.

### Vorsäben-Rätsel.

Hast Du's mit Recht, so steht Dir zu,  
Als Erstes Dich zu zeigen;  
Doch stellst Du einem Laut es vor,  
Wär' vorteilhafter: schweigen.  
Mit dem Geschmac' läßt's ahnen Dich,  
Was noch bereinst kann kommen;  
Mit Wis' kann es nur wenig Dir  
Und Deinem Anseh'n frommen.  
Siehst Du's mit Liebe im Verein,  
Hast Du's für Dies und Jenes;  
Und wenn an Bildern Du's erblickst,  
Sollst lehren Dir nur Schönes.

Auflösung folgt in nächster Nr.

Verantwortlicher Red.: W. Rieker, Altensieg.